

Besprechungen und Anzeigen

Rudolf Sunkowsky, Antike Gläser in Carnuntum und Wien. Hrsg. vom Kulturreferat des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung, Wien 1956. 28 S., 48 Abb.

Eine Veröffentlichung römischer Gläser aus den Museen in Carnuntum und Wien ist schon deshalb zu begrüßen, weil die Zahl der Veröffentlichungen über antikes Glas noch immer recht klein ist. Vielleicht wäre es richtiger gewesen, anstatt von „antiken“ Gläsern (zu denen ja auch z. B. ägyptische zählen) von „römischen“ zu sprechen; denn um solche handelt es sich ausschließlich. Auch der Untertitel „in Carnuntum und Wien“ ist nicht genau; besser wäre es gewesen zu sagen „aus Carnuntum und in Wien“; denn die Carnuntiner Stücke sind sämtlich Funde von dort, während von dem Wiener Material nichts aus Wien selbst stammt, sondern eine erhebliche Zahl von Stücken sicher neuzeitliche Einfuhr aus dem Osten, vor allem aus Syrien, darstellt, z. B. die Stücke der Abb. 26–33; 38 c–d; 44 b; 45 c u. 48.

In den Abb. 1–13 werden Gläser aus Carnuntum vorgelegt, dann folgt bis Abb. 48 der Bestand des Wiener Museums. Dabei vermißt man allerdings irgendeine klare Linie, sei es nun eine zeitliche Abfolge, eine Trennung nach östlichen und westlichen Erzeugnissen oder anderen Gesichtspunkten. Durch das Vermengen östlicher und westlicher Formen und Techniken wird das Bild der Entwicklung und die ganze Darstellung sehr getrübt. So wiederholt sich hier leider derselbe Fehler, der das für die damalige Zeit hochverdienstliche Werk von Anton Kisa stark entwertet hat.

Der Fernerstehende und der Lernbegierige würden sicher eine zeitliche Abfolge begrüßen, der sich alles andere ein- und unterzuordnen hätte. So wäre an den Anfang das Bruchstück aus Überfangglas in Blau und Weiß, Abb. 18 a, zu stellen, dem die formglossene einfarbige Belagplatte 18 b zu folgen hätte. Derselben Frühzeit gehören die Murrinen Abb. 14 u. 15 a–b an. Zum Buntglas des 1. Jahrhunderts zählen Abb. 9; 17 a–b; 37 a. c. e; 47 a–b, während das Gebrauchsglas dieser Zeit, das man am besten mit der Bezeichnung „blaugrün“ umreißt, mit den Abb. 10 a–b; 16 a–b (zugleich gute Beispiele für östliche und westliche Formgebung); 34; 36 a; 37 a; 38 a–b; 43; 45 a; 46 a–b; 47 c zur Darstellung gelangt ist. Dem müßte das frühe entfärbte Glas der Zeit um 200 folgen, also Abb. 5; 12 a; 41 a. Alsdann käme mit Abb. 20–22 das geschliffene und gravierte Glas, zu dem auch 12 b zu rechnen ist und von dem noch die Rede sein wird; den Abschluß bildete das Diatret 19. Dann schlosse sich das geformte Glas an, an dessen Anfang das sidonische Reliefkännchen Abb. 31 b gehört, dem der gerippte Amphoriskos 30 c zu folgen hätte. Es schlossen sich die östlichen Stücke Abb. 27; 29; 31 a; 30 a–b. d; 28 a. c an, den Schluß bildeten die freigeblasenen Tiere 25 u. 26, zugleich gute Beispiele für westliche und östliche Manufaktur. Dann könnte man die Goldglasböden Abb. 23 u. 24 anschließen; das spätere entfärbte Glas folgte mit Abb. 1–4; 6–7; 13. Die Zeit des 4. Jahrhunderts wäre mit Abb. 11 a–b; 39 a–b; 40 c; 42 (Rheinland!); 44 a–b (zugleich gute Gegenüberstellung von westlicher und östlicher Manufaktur) u. 45 b vertreten. Den Beschluß des Ganzen machten die späten syrischen Stücke Abb. 32; 33 u. 48. Schon diese Aufzählung läßt erkennen, daß das Ganze wenig einheitlich behandelt worden ist und vieles durcheinandergeht.

Auch sonst bietet das Buch eine Menge von Unrichtigkeiten und Irrtümern. Ich halte es für zweckmäßig, den Text daraufhin systematisch durchzugehen.

S. 7 Abs. 2 wird Glas als das Produkt von Alkalien mit Quarzsand bezeichnet, im nächsten Satz wird aber „einigermaßen reiner Kies“ dafür in Anspruch genommen, der nur an bestimmten „Orten“ vorkomme. Das ist für den Fernerstehenden irreführend. Gewöhnliches Glas läßt sich mit Hilfe von Kies durchaus herstellen. Da dieser

sozusagen unbegrenzt vorkommt, wären der Herstellung kaum Grenzen gezogen gewesen. In der Tat ist es aber so, daß die Herstellung um so leichter und besser wird, je feiner – und reiner – der Sand ist.

S. 7 Abs. 4 wird gesagt, die „Färbung“ der geblasenen Gläser beruhe „meist auf der natürlichen Beschaffenheit des Rohmaterials“. Hier hat Verf. wohl „Farbe“ oder „Farbton“ mit „Färbung“ verwechselt; denn erstere kann etwas Ungewolltes sein, während letztere beabsichtigt war. Das Gebrauchsglas im 1. und frühen 2. Jahrhundert (Abb. 10a–b ff., s. o.) hatte infolge der natürlichen Beimengungen im Rohmaterial ein „blaugrünes“ Aussehen; das war ungewollt. Aber zur selben Zeit gibt es eine Menge Buntgläser in fast allen Farben, die durch bewußtes Zusetzen von Metalloxyden erreicht wurden (Abb. 9 ff., s. o.). Es ist auch nicht richtig zu sagen, „vollkommen farbloses Glas wurde durch Braunsteinbeigabe erzielt“. Das ist die alte Behauptung von Kisa. Dagegen spricht aber z. B. die Entwicklung in Köln. Dort steht in nächster Nähe der Stadt ein wunderbares Rohmaterial an, das zu 99,9% reine Kieselsäure ist. So entstanden in Köln, etwa seit 150 n. Chr., Gläser von einer solch vollendeten Entfärbung, daß sie von modernem Fensterglas kaum zu unterscheiden sind, so daß man öfter ernstlich daran zweifeln könnte, ob es sich um wirklich antike und nicht um ganz moderne Arbeiten handele, wenn wir nicht mit Sicherheit wüßten, daß sie aus verbürgten Fundzusammenhängen stammten.

S. 8 Abs. 1. „Luxusgefäße wurden (in Carnuntum) bis jetzt nicht ausgegraben.“ Diese Behauptung hätte Verf. wahrscheinlich nicht aufgestellt, wenn er sich die Mühe gemacht hätte, einmal das Magazin in Carnuntum durchzusehen. Ich würde es übrigens für richtiger halten, von „Ziergläsern“ statt von „Luxusgefäßen“ zu sprechen.

S. 8 Abs. 2. Warum die einfache Kugelflasche mit Röhrenhals (Abb. 19, aus dem 3. Jahrhundert) einen „langen Weg bis Carnuntum“ gemacht haben soll, ist völlig unklar. Die ausladende Mündung mit verdicktem Rand, der lange Röhrenhals und die Bodendelle als Standfläche sollen nämlich auf eine östliche Manufaktur verweisen, die wahrscheinlich in Syrien lag. Aber das sind doch alles einfachste technische Merkmale, die sogar schon wesentlich früher als bei dem Stück Abb. 1 aus westlichen Glashütten zu belegen sind. Nicht nur das Glas Abb. 1, sondern ebenso die Stücke Abb. 2 u. 3 sind sicher nicht im Osten sondern im Westen entstanden.

S. 8 Abs. 4 u. 5. Völlig unverständlich ist das, was Verf. über die „Bodendelle“ ausführt. Er schreibt, sie habe ihren Ursprung im Osten des Reiches. Nun, wenn man schon annehmen muß, daß die Anfänge der Glasherstellung überhaupt im Osten lagen, wäre das eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Deshalb ist sie auch immer wieder und bei allen möglichen Formen anzutreffen, wie er selbst Abs. 5 sagt. Ich möchte noch hinzufügen: ganz genau so im Westen wie im Osten. Handelt es sich doch um etwas, das bei den einfachsten Formen sozusagen von selbst und an den verschiedensten Stellen gleichzeitig entstehen konnte. Wenn Verf. sagt, die Bodendelle sei beim Glas das, was bei der Keramik der Standreif bedeute – „die am besten dem Zweck und dem Material entspricht“ –, so kann ich ihm auch hier nicht folgen. Das Einfachste, das sowohl beim Glas wie bei der Keramik entstehen kann, ist die Rundform. Um sie zum Stehen zu bringen, bedarf es einer schwachen Eindellung. Erst mit dem Aufkommen feiner akzentuierter Formen tritt – sowohl beim Glas wie bei der Keramik – der Standreif in Erscheinung.

S. 9 Abs. 2 wird gesagt, daß syrische Gläser auch bis Carnuntum gelangt seien. Unter den abgebildeten Carnuntiner Stücken befindet sich aber nichts Derartiges. – Natürlich können vereinzelte östliche Gläser, besonders in der frühesten Kaiserzeit, auch weit in den Westen gekommen sein. Aber größte Zurückhaltung ist schon deshalb geboten, weil um die Jahrhundertwende und zur Zeit des Baues der Bagdadbahn

massenhaft spätrömische syrische Gläser nach dem Westen gelangten und hier von Händlern als einheimische Funde ausgegeben wurden. Selbst ein so routinierter Sammler wie Konsul Niessen, Köln, ist damals zeitweilig getäuscht worden, wie aus dem Vorwort zur 3. Auflage seines bekannten Kataloges von 1911 S. XVII hervorgeht. — Man braucht die aus Carnuntum stammenden Gläser der Abb. 1–13 nur mit den Stücken zu vergleichen, von denen im Abbildungsverzeichnis syrische Provenienz angegeben ist, und man wird feststellen, daß es sich um eine ganz andere Formenwelt handelt. Diesen als „Syrien“ ausgewiesenen Stücken möchte ich übrigens auch noch Abb. 16a; 26 (spätstantik); 27; 31; 32b; 33a u. 48 anschließen, während ich andererseits bei 17a nicht an Syrien, sondern Oberitalien denken möchte; auch 39b u. 40a möchte ich ausscheiden.

S. 9 Abs. 4. Die Behauptung, „die datierten Gläser mit Standring gehören der späteren römischen Kaiserzeit an“, kann nicht zutreffen; denn die Kugelflasche Abb. 5 gehört der Zeit um 200 an, die Täßchen Abb. 38a–b, sowie die kleinen Henkelkännchen 47 sogar der Zeit um 100! — „Während die oberitalische Glasmanufaktur eine negative Bodenform gebrauchte, auf die der Glasbläser das anzufertigende Gefäß daraufblies“; es ist also wiederum die „Bodendelle“, die dem Verf. keine Ruhe läßt! Wenn ich ihn recht verstehe, meint er, diese Gläser seien auf eine konvex gewölbte Fläche aufgeblasen worden, um die Bodendelle zu erzeugen. Der Glasbläser hätte also eine ganze Anzahl solcher verschieden großer konvexer Flächen vor sich haben müssen. In Wirklichkeit ist es aber so, daß jedweder Grad einer Bodeneindellung durch einen einfachen Handgriff erzielt werden konnte.

S. 9 Abs. 5. Verf. nennt das Material der prismatischen und zylindrischen Henkelkannen Abb. 10a–b „grünlich“. Zum eindeutigen Unterschied gegenüber spätrömischen Erzeugnissen, die wirklich mehr oder weniger stark grün sind, sollte man die Erzeugnisse des 1. und der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts deutlich „blaugrün“ nennen. Dazu zählen auch die Rippenschalen wie Abb. 16b, sowie die kleinen tropfenförmigen Salbfläschchen der Abb. 34; 35a; 36a; 37a; 38a–b; 43; 45a; 46 u. 47c. — Wenn Verf. sagt, die zylindrische Kanne träte schon im 1. Jahrhundert auf, jedoch noch mit kurzem Hals und erst im 2.–3. Jahrhundert würde sie mit längerem Hals geblasen, so müßte er unbedingt hinzugefügt haben, im 1.–2. Jahrhundert aus blaugrüner Masse (Abb. 10a; 45a; 46), im 3. Jahrhundert (Abb. 45b) aus stark grünlichem Glas. — Das Glas Abb. 10b mit „Merkurflasche“ zu bezeichnen, ist völlig falsch, handelt es sich doch um ein prismatisches gehenkeltes Glas aus blaugrüner Masse der Zeit um 100. Unter „Merkurflasche“ versteht man dagegen schmale und dabei hoch-rechteckige Formen mit recht langem Hals, die stets henkellos sind und aus entfärbtem bis schwach grünlichem Glas des 3. Jahrhunderts bestehen.

S. 10 Abs. 2. Verf. vergleicht die hochwandigen Becher Abb. 12a–b mit dem Becher Abb. 11 und sagt, daß letztere aus sehr blasigem Material bestehen, während erstere von sehr guter Qualität seien. Das ist vollkommen richtig; denn die beiden Stücke der Abb. 12 sind um 200 entstanden, die der Abb. 11 aber Mitte und zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts. Erstere bestehen aus gut entfärbtem Glas, letztere sind sozusagen flaschengrün. Seine Ansicht, die Entstehungszeit beider Gruppen liege nicht weit auseinander, zu Anfang des 4. Jahrhunderts seien alle vier Typen gebräuchlich, trifft also nicht zu. Wohl kommen die Formen der Abb. 11 auch schon im 3. Jahrhundert vor, zeigen dann aber andere Glasmasse. — Die Formen Abb. 11a u. b als „Tummler“ zu bezeichnen, ist völlig irreführend; denn diese Bezeichnung ist fränkischen Gläsern des 6./7. Jahrhunderts vorbehalten. Man könnte höchstens von Vorläufern des Tummlers gesprochen haben; aber das könnte nur für Abb. 11b zutreffen, während man bei 11a dann von einem Vorläufer des nachrömischen „Sturzbechers“ sprechen

müßte. Warum hat Verf. übrigens die früheren Formen der Abb. 12 nicht vor die der späteren Abb. 11 gestellt?

Der konische Becher Abb. 12 b verdient noch einen besonderen Hinweis. Er besitzt entgegen der Beschreibung im Abbildungsverzeichnis keinen Fadendekor, sondern zeigt drei plastisch-erhabene, umlaufende Zonen, die nicht aufgelegt sind, sondern mit der Wandung eine Einheit bilden. Mit anderen Worten, sie sind herausgeschliffen, und das konnte nur durch Abdrehen auf der Drehbank geschehen; auch das vorstehende Füßchen ist aus der vollen Masse herausgeschliffen worden.

S. 10 Abs. 3 heißt es, die „Seitendellen“ – übrigens eine etwas merkwürdige Bezeichnung – des Glases Abb. 13 seien „schon vom 2. Jahrhundert an in Gebrauch“. Sie kommen aber schon in blaugrünem Glas des 1. Jahrhunderts vor. Auf Grund einer Eindellung allein ist ein Glas nicht zu datieren.

S. 10 Abs. 6. Verf. sagt über die Murrinen, daß sie nicht aus Glas, sondern aus Fluorspat bestanden hätten. Das klingt nicht glaubhaft. Er sollte nicht vergessen, daß uns die Technik der sogen. Millefiorigläser heute einigermaßen selbstverständlich erscheint, ebenso wie die der formgeblasenen Gläser, etwa der Art wie Abb. 31 b. In der frühen Kaiserzeit war es indessen anders, wie allein schon das Märchen vom hämmerbaren Glas beweist, mit dem man Arbeiten der Art wie Abb. 31 b in Verbindung brachte. Man darf nicht vergessen, daß die meisten Handwerker der Frühzeit ihre ‚Rezepte‘ als Werkstattgeheimnisse noch streng und argwöhnisch für sich behielten, ja sie sogar mit viel Geheimniskrämerei umgaben, genau so wie wir es aus dem Mittelalter wissen.

S. 11 Abs. 4. Die Art, in der der Verf. die Herstellung von Gläsern in Nachahmung von Halbedelsteinen – zu denen übrigens auch Abb. 15 b zu rechnen ist – schildert, klingt unklar und unwahrscheinlich; denn wenn er „Glasstücke in entsprechender Form ausschneidet, unvermittelt nebeneinandersetzt und unter Hitze verschmilzt“, wird er niemals Erzeugnisse wie Abb. 14 u. 15 erhalten.

S. 11 Abs. 6. Die zwei kleinen runden Bohrlöcher unterhalb des Randes von Abb. 14 sind ebensowenig antik, wie der Deckel zugehörig ist.

S. 12 Abs. 2. Die Rippenschale Abb. 15 b bezeichnet Verf. mit „Bandglas“. Das ist irreführend; denn damit wird eine andere Art von Gläsern belegt, wie sie z. B. im Hofheimer Erdlager der Mitte des 1. Jahrhunderts vorkommt (vgl. Kisa, Glas im Altertum [1908] Taf. 4, 6). Zu deren Eigenheiten gehört, daß der weiße Faden das ganze Gefäß von oben bis unten in einem Zuge umfährt und nur aufgelegt ist, nicht durch die Wandung durchgeht. Abb. 15 b ist vielmehr als Steinnachahmung anzusprechen.

Von den beiden Rippenschalen der Abb. 16 ist a ein typisch syrisches Stück aus dem 2. Jahrhundert, b westlichen Ursprungs (Oberitalien?) und um 100 entstanden. Aber es gibt steilwandige Formen, vor allem in buntem Glas, die bis an den Anfang des 1. Jahrhunderts hinaufreichen.

S. 12 Abs. 6. Verf. stellt sich die Herstellung der Überfanggläser so vor, daß „ein bereits erstarrtes farbiges Glas in eine andersfarbige, noch flüssige Glasmasse getaucht“ wurde. Das dürfte technisch unmöglich sein, denn diese Glasmasse hätte wirklich flüssig sein müssen. Schon das ist unwahrscheinlich, weil es ungewöhnlich große Hitze erfordert hätte. Aber dabei wäre auch das eingetauchte Glas selbst zum Schmelzen gekommen. Viel einfacher war es doch, in das Innere eines bereits fertiggestellten Glases (in der Regel opakweiß) die andersfarbige (meist blaue) Masse hineinzublasen. Dieses Vorgehen ergibt sich z. B. eindeutig bei der Betrachtung der Überfangplatte Abb. 18 b. Sie gehört nicht zu den Überfanggläsern im engeren Sinne, bei denen die äußere Oberfläche durch Abschleifen z. T. beseitigt wurde, um die Farbe

des Untergrundes zur Geltung kommen zu lassen. Vielmehr ist die blaue Schicht der Vorderseite in eine Negativform gegossen worden, hinter die dann die rückwärtige grüne Deckschicht gegossen wurde. Dieser Unterschied in der Art der Herstellung der beiden Arbeiten Abb. 18a u. b hätte unbedingt hervorgehoben werden müssen.

S. 13 Abs. 5. Es ist nicht richtig, daß die erhaltenen Diatreta „durchweg beschädigt“ sind. Vielmehr sind die Stücke aus Köln, Trier, Varese, Mailand und Venedig so gut wie unversehrt auf uns gekommen.

S. 14 Abs. 4. Die von Kisa aufgebrachte Version, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts habe eine bayerische Glashütte (Zwiesel) antike Diatreta kopieren können, kann nicht aufrecht erhalten werden. Meine schon vor zwanzig Jahren diesbezüglich angestellten Nachforschungen haben ein negatives Ergebnis gehabt. Über Versuche scheint man nicht hinausgekommen zu sein.

S. 15. Auf Abb. 23 u. 24 werden vier schöne Beispiele für stadtrömische Goldglasböden – Zwischengoldgläser, *fondi d'oro* – gezeigt. Im Abbildungsverzeichnis S. 25 wird jedes einzelne Stück ein *fondi d'oro* genannt, was wohl in *fondo d'oro* zu verbessern ist.

S. 15 Abs. 3 Zeile 3 muß es richtiger heißen „ehedem wohl“ meist flache Glaschalen; denn erhalten sind uns doch fast ausschließlich nur die Böden, wie ja auch die moderne italienische Bezeichnung besagt.

S. 15 Abs. 4. Die deckende Glasschicht der *fondi d'oro* war nicht ein „dünnes durchsichtiges Häutchen“ sondern hatte in der Regel dieselbe Dicke wie das untere Glas.

Was im letzten Satz gesagt wird, ist ganz abwegig, – oder es müßten dem Verf. moderne Fälschungen in die Hände gekommen sein.

S. 16 Abs. 1. Die Inschrift PIE ZESES auf Abb. 23a wäre zu verdeutschen; denn es handelt sich wohl um die häufigste Transkription des griechischen Segenswunsches *πίε ζήσαις*, „Trinke, lebe!“.

S. 16 Abs. 3. In Abb. 24a einen segenspendenden Heiligen erblicken zu wollen, dürfte kaum angängig sein; denn andere als die Apostelfürsten Petrus und Paulus kommen in dieser Frühzeit kaum vor und diese sind fast immer bärtig wiedergegeben.

S. 17 Abs. 3. Gläser in Naturformen waren im 3. Jahrhundert, besonders im Rheinland, recht beliebt. Einerseits entstammen diese Gläser zweiteiligen Hohlformen, wie beispielsweise der Januskopf (von dem im Jahre 1956 in Köln erneut ein Stück von 28 cm Höhe unversehrt zutage kam!) oder der im Rohrsessel sitzende Affe, der die Syrinx bläst, ferner Köpfe von Possenreißern und Negern, auch Trauben und Muscheln entstammen zweiteiligen Formen. Andere dagegen – so z. B. Fische, Schweinchen und Fabeltiere – wurden frei geblasen. Der Delphin Abb. 25 ist unzweifelhaft Kölner Erzeugnis. In der Sammlung des Röm.-Germ. Mus. befindet sich das genaue Gegenstück. Das Fabeltier Abb. 26 dagegen ist spätantik und östlicher Provenienz.

S. 17 Abs. 6. Die Kugelflasche Abb. 27 mit „Öffnungsdrossel“ gehört in die Gruppe der sogen. *gutturria*, dem Vorläufer des mittelalterlichen Guttrolfs, wie ich im Arch. Anz. 1931, 131 ff. gezeigt habe. Die gleiche Eigenart weisen übrigens die Stücke Abb. 28b u. c auf. Aus solchen Behältern konnten Flüssigkeiten mehr oder weniger nur tropfenweise austreten.

S. 18 Abs. 1. Die Behauptung des Verf., es gäbe Gläser mit zwei bis drei „Öffnungsdüsen“ in Art der *gutturria* trifft nicht zu. Er dachte dabei vielleicht an Gläser, die nebeneinander zwei, ja zuweilen drei verschiedene Kammern aufweisen, die durch vertikale Wände voneinander getrennt sind, in Art der bekannten „Drillinge“, die

auch in unseren Tagen zum Aufbewahren verschiedenartiger Schnäpse wieder Nachahmung gefunden haben.

S. 18 Abs. 5. Die formgeblasenen Gläser der Abb. 30 sind zeitlich nicht einheitlich. 30c entstammt dem 1. Jahrhundert, während die übrigen ins 3. gehören.

S. 18 Abs. 6. Das Kopfglas Abb. 31a ist ein typischer Vertreter dieser syrischen Gruppe des 3. Jahrhunderts, die entweder als Einzel- oder als Doppelkopf, aber stets nur in beschränkter Größe (bis etwa 10 cm), vorkommt, im Gegensatz zu den kapitalen Kölner Stücken. – Dagegen muß gesagt werden, daß das Kännchen Abb. 31b ins frühe 1. Jahrhundert gehört und ein Vertreter der sidonischen Werkstatt ist, die ihre Erzeugnisse zuweilen auch mit dem Namen der ausführenden Künstler (Ennion, Artas, Philippos u. a.) versehen hat.

S. 18 Abs. 8. Aus „Glaskügelchen“ Fäden beliebiger Länge und Dicke zu ziehen, wie sie die Gläser der Abb. 32 aufweisen, dürfte unmöglich sein. Vielmehr war dazu schon eine gewisse Menge von Glasmasse notwendig, die der Glasmacher dem Hafen entnehmen und umgehend verarbeiten mußte, d. h. die Fäden mußten gezogen und aufgelegt werden. Die auf den Abb. 32; 33 u. 48a–b wiedergegebenen syrischen und spätrömischen Gläser sind mit dicken und stabilen Fadenaufgaben versehen, während etwa die Kölner Schlangenfadenwerkstatt aus Fäden von nur $\frac{1}{2}$ mm Stärke z. B. gefiederte Blätter bis zu zwanzig Windungen in einem einzigen Zuge und ohne Absetzen aufgelegt hat.

S. 19 Abs. 4. Bei den sogen. „Tränenfläschchen“ (Balsamarien) von „Flaschenformen“ zu sprechen, dürfte nicht ratsam sein. Die Bezeichnung „tropfenförmiger Salbbehälter“ (Abb. 34) wäre wohl zutreffender.

S. 20 Abs. 4. Wenn Verf. meint, das röhrenförmige Balsarium sei eine ausgesprochen östliche Form, so muß ich ihm widersprechen; denn Formen wie Abb. 32 gehören erst der späten Kaiserzeit an, während die Formen wie Abb. 34 schon im 1. Jahrhundert im ganzen Westen weit verbreitet waren.

S. 20 Abs. 5. Zu den kleinen kugeligen Balsamarien der Abb. 37 sollte gesagt werden, daß sie besonders häufig (zu vielen Hunderten und in so ziemlich allen Farben) in Aquileia bei Triest zutage gekommen sind und sicherlich eine Gruppe der dort auch inschriftlich gesicherten Glasherstellung in römischer Zeit darstellen.

S. 20 Abs. 6. Die Badefläschchen mit sogen. Delphinhenkelchen Abb. 38c–d sind von typisch östlicher Formgebung, bestehen aus grünlichem Glas und gehören ins 2.–3. Jahrhundert. Im Westen weist diese Form eine andere Bildung der Mündung auf, sie besteht aus blaugrüner Glasmasse und gehört ins 1. und die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts. Besonders zahlreich sind diese Fläschchen aus Kölner Gräbern zum Vorschein gekommen und gehören offensichtlich zu den Erzeugnissen einer der dortigen, schon im 1. Jahrhundert tätigen Manufakturen, die in blaugrünem Glas arbeiteten.

S. 21. Zu den Flaschen und Kannen der Abb. 39–48 hätte unbedingt einiges gesagt werden müssen. Auch geht in den Abbildungen Frühes und Spätes, Östliches und Westliches fortgesetzt durcheinander. Die Stücke 39a u. b sind tordiert bzw. leicht gerippt, d. h. in entsprechenden Hohlformen angeblasen worden. Beide gehören der späten Kaiserzeit an. Abb. 40a u. b gehören ins 1.–2. Jahrhundert, 40c ins 4. Jahrhundert, Abb. 41a u. b wird man um 200 anzusetzen haben, sie sind westlichen Ursprungs. Abb. 42 zeigt einen schönen Vertreter rheinischer Henkelkannen des 4. Jahrhunderts. Dagegen ist das Kännchen Abb. 43 ins 1. Jahrhundert zu setzen, es besteht aus blaugrünem Glas. Die Stücke Abb. 44 sind wieder 4. Jahrhundert, a westlichen, b östlichen Ursprungs. Abb. 45a gehört ins 1. Jahrhundert (blaugrün), b u. c dagegen ins 3. Jahrhundert. Die Kännchen der Abb. 46 u. 47 sind teils blaugrün, teils

bunt. Alle sind Erzeugnisse des 1.–2. Jahrhunderts. Die Stücke Abb. 48 dagegen sind bezeichnende spätrömische Erzeugnisse aus Syrien, die zweckmäßigerweise am besten den Abb. 32 u. 33 angegliedert worden wären.

Es gab an diesem Buch eine Menge zu beanstanden; aber ich hoffe doch, in sachlicher Weise auf Fehler und Irrtümer aufmerksam gemacht zu haben. Das war um so mehr notwendig, als der Fernerstehende nur wenige Möglichkeiten besitzt, sich heute über römische Gläser entsprechend zu unterrichten. Da die Bildwiedergaben der 48 Tafeln durchweg gut sind, könnte in einer notwendig werdenden 2. Auflage vieles verbessert werden.

Köln.

Fritz Fremersdorf.

Joachim Werner, Beiträge zur Archäologie des Attila-Reiches. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse N.F. Heft 38A und 38B. Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München 1956. A. Textteil: 146 S., 2 Abb.; B. Tafelteil: 6 S., 75 Taf.

Die Bemühungen, das in den Schriftquellen eindrucksvoll belegte Reich Attilas archäologisch zu erfassen, waren keineswegs sofort von Erfolg gekrönt. Zunächst betrachtete man nämlich Fundgruppen als hunnisch, die man jetzt dem 6.–8. Jahrhundert n. Chr. und damit den Awaren zuschreibt. Dann erkannte man den Irrtum und lernte allmählich, die dem späten 4. und dem 5. Jahrhundert n. Chr. angehörenden Komplexe heranzuziehen. Sie ließen sich aber aus europäischen Voraussetzungen erklären und hatten nichts mit der Hinterlassenschaft der östlichen Hunnen, der Hsiung-nu, zu tun, die man inzwischen im Ordosgebiet und in Transbaikalien, teilweise sogar mit reichen Fürstengräbern, fassen konnte. Es ergab sich somit eine peinliche Diskrepanz zwischen der traditionellen Vorstellung von den Hunnen als fernöstlichen Zuwanderern und dem Fundbild. Das macht die intensiven Bemühungen mehrerer Autoren verständlich, an Hand bestimmter Eigentümlichkeiten nun eine spezifisch reiternomadische, im eigentlichen Sinn „hunnische Gruppe“ herauszuarbeiten.

J. Werner und auf breiterer Basis A. Alföldi hatten Erfolg. Alföldi hob fünf „Sonderzüge“ hervor (Grabritual, Pfeil und Bogen, geschuppte Blechüberzüge mit kannelierten Saumbändern, Beschläge des Zaumzeugs und der Riemengarnitur), die er für hunnisch erklärte. Die fand er dann in einer ganzen Reihe von Fundkomplexen wieder. Sie entsprachen in ihrer Ausbreitung einigermaßen dem Attilareich. Freilich schienen sie zunächst erstaunlich wenig mit dem ostasiatischen Material gemeinsam zu haben.

Damit war die Aufgabe für die Weiterarbeit gestellt. Wenn sich die Zuordnung Alföldis bewähren sollte, dann mußten sich noch weitere Indizien finden lassen. Es mußte auch aufgeklärt werden, wieso eine so auffällige Diskrepanz zwischen dem Kulturbesitz der europäischen Hunnen und dem der Hsiung-nu bestand.

Man kann viele inzwischen erschienene Aufsätze als Antworten auf diese beiden Fragen auffassen. Ungarische Forscher zogen ein umfangreicheres Material heran als bisher und versuchten, den sozialen Hintergrund der Reichsbildung in Rechnung zu stellen. O. Mänchen-Helfen löste das Problem der dürftigen ostasiatischen Beziehungen mit dem Hinweis, die seit altersher behaupteten Zusammenhänge seien nur eine Illusion. Diese Formulierung versuchte ich dahingehend abzuschwächen, daß zwar von einer personellen Identität ostasiatischer und europäischer Hunnen keine Rede